

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2015)
Heft: 3: "Glaibasel" : zwischen gestern und morgen

Artikel: Über den Gräbern von Germanen und Kartäusern : das Bürgerliche Waisenhaus
Autor: Ryser, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-843194>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Bürgerliche Waisenhaus

[wr] 2010 entdeckte man bei Bauarbeiten auf dem Areal des Waisenhauses zehn Gräber aus dem 5. Jahrhundert. Die Archäologen mussten damals ihre Vorstellungen korrigieren. Offenbar reichen die Wurzeln Kleinbasels weiter zurück als bisher angenommen. Man sieht: Das älteste Kinder- und Jugendheim Basels in der ehemaligen Kartause befindet sich auf historischem Boden.

Wir stehen mit Uli Hammler, dem Direktor des Bürgerlichen Waisenhauses, am Fenster seines Büros, an der Südwestecke des «Grossen Hauses», dessen Grundmauern auf den mittelalterlichen Bischofshof zurückgehen. Unter uns der Spielplatz. Den Kindern und Jugendlichen, die dort herumtollen, ist wohl nicht bewusst, dass sich hier einst der grosse Kreuzgang der Kartause befand, der den frommen Vätern auch als Gottesacker diente.

Die Tradition, zu der unter anderem auch der Auftritt des Vogel Gryff im Hof des Waisenhauses gehört, ist für das Heim von Bedeutung. Das zu negieren wäre ein Fehler, erklärt Uli Hammler. Allerdings: «Wir freuen uns zwar, auf einem historischen Areal leben zu dürfen, aber das darf uns nicht in unserem pädagogischen Auftrag behindern.»

Vor bald 350 Jahren eröffnete die Obrigkeit in der ehemaligen Kartause eine Zucht- und Waisenanstalt, die erst im vergangenen Jahrhundert zum modernen Kinder- und Jugendheim wurde. Heute ist das frühere Kloster zusätzlich Standort verschiedener Organisationen, wie dem heilpädagogisch orientierten Kindergarten und der Primarschule der Minerva, der Kindertagesstätte Kids & Co., der Jugendberatung der Basler Freizeitaktion und der Musikwerkstatt. Ausserdem gibt es einen Mittagstisch für die Kinder des Theodorschulhauses; die «Schule für Brückenangebote» ist in der ehemaligen Fruchtschütte eingemietet. In der Gärtnerei, der Schreinerei und der Küche des Heims bietet das Waisenhaus ein Arbeitstraining an und last but not least: In der Turnhalle des Heimes gibt es nicht nur für die Kinder des Internates die Möglichkeit zu Spiel und Sport, hier halten sich auch die Kundinnen und Kunden von Pro Senectute fit.

Wie kam es zu dieser multifunktionalen Nutzung des Areals? Zunächst stehe immer noch die stationäre Kinder- und Jugendhilfe im Zentrum, erklärt Uli Hammler. Das neue Konzept sei ursprünglich den Finanzen geschuldet. In den 1990er-Jahren beschloss die Behörden, gestützt auf die Philosophie des

«New Public Managements», die damals en vogue war, dem Heim nicht länger mit einer Defizitgarantie unter die Arme zu greifen, sondern mit ihm eine Leistungsvereinbarung über Belegungstage, Tarife usw. abzuschliessen. Das gab der Leitung einerseits einen grösseren Handlungsspielraum, andererseits stand sie nun in der Pflicht, zusätzliche Einnahmen zu generieren.

«Nicht nur die Öffnung von innen nach aussen, auch jene von aussen nach innen erweist sich als sinnvoll.»

Die Verantwortlichen machten aus der Not eine Tugend: Man beschloss, mit jenen Kinder- und Jugendgruppen, die bisher im «Grossen Haus» mit seinen beiden Seitenflügeln untergebracht waren, in die westliche Hälfte des Areals zu dislozieren und die freien Räumlichkeiten an Institutionen zu vermieten, die aufgrund ihres Auftrages mit dem Heimbetrieb «kompatibel» sind. Dass nun der Platz für die stationär betreuten Kinder knapp wurde, begriff man als Chance. Man brachte Jugendliche in zwei Aussenwohngruppen in der Stadt unter und für die Ältesten mietete man sechzehn Einzimmerwohnungen an, wo sie sich, fachlich betreut, auf das selbstständige Leben vorbereiten können: Damit wurde eine pädagogische Vorstellung umgesetzt, die eine schrittweise Ablösung aus der Sicherheit und Geborgenheit des «alten» Waisenhauses möglich machte. Aber nicht nur die Öffnung von innen nach aussen, sondern auch jene von aussen nach innen erwies sich als sinnvoll. Das Zusammenleben mit den «externen» Kindern und Jugendlichen gestaltete sich problemlos, sagt Uli Hammler. «Man trifft sich auf dem Spielplatz. Damit fällt für die Kinder aus dem Internat die «Mauer», die symbolisch und tatsächlich die ehemalige Kartause umfriedet. Bunt durchmischt vergnügt man sich mit den Kids aus der Tagesbetreuung und den Schülern der Minerva und jenen aus dem Theodorsschulhaus.» Und weiter: «Diesbezüglich haben wir nie die Bildung von «Fraktionen» beobachtet. Auf dem Spielplatz sind natürlich Betreuerinnen und Betreuer anwesend. Wenn es dort zu ungunsten Situationen oder gar Gewalt käme, würde sehr rasch interveniert.»

Eine heile Welt also? Natürlich nicht. Sonst wäre ja eine sozialpädagogische Einrichtung wie das Waisenhaus überflüssig. Die meisten Kinder und Jugendli-

chen stammen aus sozial prekären Verhältnissen, sie wurden zu wenig gefördert und sind dementsprechend auf fachliche Hilfe angewiesen. Man sei, wie jede derartige Institution, mit allen Problemen, welche eine gesunde Entwicklung beeinträchtigen, konfrontiert, erklärt Uli Hammler, ja, auch mit Drogen, auch mit Sexualität. «Junge Menschen wollen sich ausprobieren. Damit müssen wir leben. Wir gehen diese Fragen offen an, haben entsprechende Arbeitsgruppen gebildet, die sich damit befassen.»

Und wo liegen die Grenzen? «Wenn wir den Eindruck bekommen, dass wir die Jugendlichen nicht mehr erreichen, wenn wir mit unseren Mitteln ins Leere laufen, dann müssen wir mit den zuweisenden Behörden eine andere Lösung suchen. Das ist oft ein langwieriger und schmerzhafter Prozess.»

«Das Waisenhaus ist heute mehr als nur ein Heim.»

Anders als seine Amtsvorgänger, bezeichnet sich Uli Hammler nicht mehr als Waisenvater. Von dieser Tradition ist man abgerückt. Zu Recht, denn das Waisenhaus ist heute, wie gesagt, mehr als nur ein Heim. Es geht darum, mit den eingemieteten Institutionen eine sinnvolle Zusammenarbeit aufzubauen, Synergien zu schaffen, allenfalls neue Mieter zu finden und nicht zuletzt die kunsthistorisch wertvolle Substanz der ehemaligen Kartause zu erhalten. Zu denken ist dabei etwa an die Kirche (in der die Lutheraner ihre Gottesdienste feiern), an das Zscheckenbürlinzimmer (vgl. Artikel über die Kartause), an das ehemalige Refektorium der Laienbrüder, an den Kreuzgang mit seinen Fresken. Hier ist man auf die Unterstützung der öffentlichen Hand, vertreten durch den Denkmalschutz, angewiesen. Und so ist aus dem Waisenvater ein Direktor geworden, einer, der auf verschiedenen Ebenen aktiv sein muss.

Für die Führung des Internates ist ein pädagogischer Leiter zuständig, der gemeinsam mit den Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen in den Gruppen über die Aufnahme und über die Art der Betreuung entscheidet. Wenn therapeutische Massnahmen angezeigt sind, stützt man sich auf die Zusammenarbeit mit den Fachleuten von der Kinder- und Jugendpsychiatrie.

Nebenbei bemerkt: Der Name «Waisenhaus» ist irreführend. Von den rund siebzig Kindern und Jugendli-



Bilder oben

Im Waisenhaus
am Ende des
19. Jahrhunderts

chen des Internates ist gerade einmal eines elternlos. Macht es da überhaupt noch Sinn, am Begriff Waisenhaus festzuhalten? «Ja, unbedingt», meint Uli Hammler. Der Name – er könnte auch «Brand» oder «Marke» sagen – habe in Basel einen guten Klang. Jedermann wisse, wo das «Waisenhaus» sei, und auch wenn man sich manchmal falsche oder veraltete Vorstellungen über die Aufgaben der Institution mache, so begegne man ihr in der Stadt quer durch alle Gruppierungen und Parteien mit Wohlwollen.

Verwendete Literatur

Asal Walter, Bürgerliches Waisenhaus Basel in der Kartause 1669–1969, 149. Neujahrsblatt der GGG



Das Zucht- und Waisenhaus

Als sich um 1661 die Obrigkeit entschied, einen ungeratenen zwölfjährigen Buben im «Spittel» unterzubringen, wo er «an eine Kette, an der eine Kugel angebracht war, anzuschliessen und zum Wollenstrecken anzuhalten sei», wurde klar, dass die Zeit reif war, in den Gebäulichkeiten der ehemaligen Kartause ein Zucht- und Waisenhaus einzurichten, wo man elternlose Kinder zu erziehen und lasterhafte Erwachsene zu züchtigen beabsichtigte. So steht also ein kleiner Tunichtgut am Anfang einer Institution, die seit weit mehr als 300 Jahren existiert.

So war die neue Institution vorerst schlicht eine Straf- und Arbeitsanstalt, in der auch Waisen lebten. Die Hausväter waren Posamentier, Weber oder Strumpffabrikanten. Sie waren bestrebt, mit ihren «Schützlingen» ein gewinnorientiertes Gewerbe zu betreiben, denn sie durften den gesamten Ertrag behalten, mussten daraus aber die Lebenskosten der Insassen bestreiten. Wundert es, dass bereits der erste Patron wegen Untreue seines Amtes enthoben, der Fünfte «wegen Ungebühr» entlassen und der achte wegen zu harter Züchtigung eines Kindes aus seiner Stelle davongejagt wurde?

Unfassbar, dass bis 1754 Gefangene und Waisenkin- der unter demselben Dach lebten und arbeiteten. Die Rechtsbrecher wurden nachts in den sieben Tonnen- gewölben im Erdgeschoss des «Langen Hauses» untergebracht, die Kinder in riesigen Schlafsälen. Anlass für die räumliche Trennung von Zuchthäuslern und Kindern innerhalb des Areals war ein kurioser Um- stand: Um den um sich greifenden Ehetrennungen Einhalt zu gebieten, wurden auch Frauen ins Zucht-



und Waisenhaus gesperrt, wo sie sich durch «stilles Nachdenken eines Besseren besinnen sollten». Sie, die zum Teil aus «guten» Familien stammten, durften nicht mit den übrigen «Züchtlings» in Berührung kommen. Davon profitierten auch die Kinder, die nun endlich von den Kriminellen separiert wurden.

Aber erst in der aufgeklärten Helvetik erkannte man, dass die «Vereinigung von Gefangenen und Waisen in ein und demselben Gebäude allen Grundsätzen der Moral und Staatsraison widerspreche». 1806, sage und schreibe 139 Jahre nach der Gründung des Wai- senhauses, wurden die Gefangenen ins ehemalige Predigerkloster, ins sogenannte Schellenwerk über- führt (das später für das Gefängnis «Schellenmät- teli» namengebend sein sollte). Es dauerte noch wei- tere Jahrzehnte, bis die Kinder keine fabrikmässigen Arbeiten verrichten mussten und den öffentlichen Un- terricht besuchen durften. Erst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelte sich das Waisenhaus zu einem zeitgemässen, nach sozialpädagogischen Kri- terien geführten Kinder- und Jugendheim.